

**Zeitschrift:** Theologische Zeitschrift  
**Herausgeber:** Theologische Fakultät der Universität Basel  
**Band:** 19 (1963)  
**Heft:** 3

**Buchbesprechung:** Rezensionen

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 18.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Rezensionen

S. H. HOOKE, *Babylonian and Assyrian Religion*. Oxford, Blackwell, 1962. XII + 128 S. 14/-.

Vor zehn Jahren ist die erste, im letzten Jahr die zweite unveränderte Auflage dieses Buches «Über die babylonische und assyrische Religion» vom bekannten Religionsgeschichtler S. H. Hooke, ehem. Professor an der Universität London, herausgekommen. In zehn Kapiteln beschreibt der Verfasser die assyrisch-babylonische Religion in trefflicher Weise, wie es nur auf so knappem Raum möglich ist: 1. Sources of our Knowledge, 2. Cultural Background of the Religion, 3. the Pantheon, 4. Temple Buildings and Personal, 5. the Rituals, 6. Babylonian and Assyrian Mythology, 7. Religion and Daily Life, 8. Divination and its Technique, 9. Divination and Astrology, 10. the Gods and the Moral Government of the World. Am Schluß werden ausgewählte, hauptsächlich Ritualtexte in englischer Übersetzung publiziert. Bibliographie und Index beschließen das Buch.

Für eine spätere Auflage möchte ich vorschlagen, daß die Schreibung des sumerischen Namens der Göttin Ishtar vereinheitlicht würde: Innina (z. B. S. 20, 39) gegenüber Inanna (z. B. S. 69); zum Problem siehe *Journ. of Near East Stud.* 19 (1960), 72ff. Seite 27, 1. Zeile lies if anstatt it.

Benedikt Hartmann, Basel und Zürich

JOHN GRAY, *The Archaeology and the Old Testament World*. Edinburgh, Thomas Nelson and Sons Ltd., 1962. 256 S. 30.-.

Der Verfasser ist durch zahlreiche eingehende Veröffentlichungen, vor allem zur Literatur von Ugarit und zu den Einwirkungen dieser kanaanäischen Kultur auf die Vorstellungswelt Israels und ihre Ausdrucksformen, wohl bekannt. Es mag an dieser Stelle genügen, auf die zusammenfassende Darstellung dieser Forschungen in dem Buche «The Legacy of Canaan» (1957) zu erinnern, vielleicht auch auf eine der letzten Veröffentlichungen, «The Kingship of God in the Prophets and Psalms»: *Vet. Test.* 10 (1961) hinzuweisen. Damit ist es gegeben, daß auch in dem vorliegenden Werk «Archaeology and Old Testament World» der eigentliche Schwerpunkt bei den literarischen Texten des alten Nahost liegt, bei den vielfältigen Beziehungen, die sie zu Ereignissen, Institutionen, Bräuchen und Glaubensvorstellungen haben, die das Israel des Alten Testaments charakterisieren. Die Darbietung dessen, was der Verfasser die materialen Ergebnisse der Erforschung des alten Nahost nennt, tritt dahinter nicht eigentlich zurück, doch ist sie immer der Zielsetzung der Darstellung eingeordnet: zum Geiste Altisraels in seiner geschichtlichen und kulturellen Umwelt hinzuführen. Dabei ist Umwelt in weitestem Sinne gefaßt; es gehört dazu auch die Schilderung moderner Verhältnisse und Strukturen, soweit sich darin alte Lebensformen bis in die Gegenwart erhalten haben.

Das Buch ist dabei so angelegt, daß in einem ersten Teil, «Die fruchtbare Mondsichel» (S. 3–120, The Fertile Crescent) der Umweltraum in ganzer Weite abgesteckt wird. Dieser Teil gliedert sich in fünf Kapitel, von denen

das erste die geographisch-klimatischen Verhältnisse, vor allem des syrisch-palästinensisch-arabischen Raumes schildert, wobei allerdings schon ein großer Teil von geschichtlichen Folgerungen und Daten dargeboten wird. Das zweite und dritte Kapitel beschäftigt sich mit dem Zweistromland und mit Ägypten; das vierte («Die Bevölkerung des Landes») und fünfte Kapitel wendet sich den ethnologischen und kulturellen Verhältnissen Kanaans zu. Im zweiten und eigentlichen Hauptteil wird in acht Kapiteln ein Abriß der Geschichte Israels dargeboten. Er setzt ein bei den Tagen der Richter und führt hinunter bis in die Zeiten der Hasmonäer und des Neuen Testamentes. Die einzelnen Kapitelüberschriften lauten: Die Tage der Richter – Der Thron Davids – Das Haus Josephs – Der Niedergang des Hauses Davids – Tägliches Leben im Alten Israel – Zerstreuung und Wiederherstellung – Die Verteidigung des Glaubens – Der Punkt der Erfüllung. In dieser Weite des Bogens, der hier geschlagen wird (das Buch unterscheidet sich darin z. B. von C. Gordon: *Introduction to Old Testament Times*, zeigt dagegen gewisse Berührungen mit W. F. Albright: *From the Stone Age to Christianity*), wird bereits das theologische Anliegen erkennbar.

Bei diesem Aufbau sind allerdings Wiederholungen nicht vermieden. Ich verweise, um etwas zu nennen, auf die Darstellung der israelitischen Königsvorstellungen in ihrem Verhältnis zur orientalischen Königsideologie (S. 51 ff. und 138 f.), wobei durchaus zuzugeben ist, daß angesichts der vielfältigen Diskussion über das sakrale Königtum die nachdrückliche, Linien Frankforts ausziehende Betonung, daß man im Zweistromland von einer Divinität des Königs nicht sprechen könne, rechte Bedeutung hat, gerade für den Leser, der mit diesem Fragenkomplex nicht vertraut ist. Oder in einem späteren Zusammenhang die Erwähnung von Qumran in zwei nebeneinanderstehenden, aber inhaltlich doch getrennten Kapiteln (S. 201 ff. und 222 ff.). Solche Wiederholungen mögen unvermeidlich sein, weil geschichtliche Abläufe unbeschadet dessen, daß sie eine Einheit sind, sich in verschiedenen Verklammerungen darstellen. Damit scheint es auch gegeben, daß die vom Verfasser gewählte Einteilung nicht immer konsequent durchgeführt ist. So werden z. B. im ersten, allgemeineren Teil (besonders deutlich in dem Kapitel: Die Bevölkerung des Landes) Fragen behandelt, die man eher in der Darstellung der Geschichte Israels erwartet, während auf der anderen Seite in diesem Teil das erste Kapitel (Die Tage der Richter) vornehmlich allgemeine kulturelle Probleme (Eisenzeit) bespricht. Beobachtungen dieser Art mögen manchmal überraschen, sie wirken aber eigentlich nicht störend, berühren jedenfalls nicht das Hauptanliegen, eine in sich geschlossene, in den Linien zusammenhängende und, soweit es der relativ kurze Raum erlaubt, leidlich ausführliche Darstellung der Geschichte Israels in seiner Umwelt zu geben.

Nach der Einleitung denkt das Buch an Studenten, Geistliche und gebildete Laien als Leser. Das heißt also, an Kreise der Gemeinde, die mit Fragen und Ergebnissen moderner wissenschaftlicher Arbeit auf dem Gebiet der Bibelwissenschaft vertraut gemacht werden sollen. Unwillkürlich vergewärtigt man sich die Schwierigkeiten, die dabei für die Darstellung bestehen derart, daß entweder Einzelzüge durch archäologische Bestätigung

ein zu großes Gewicht bekommen, oder aber die Aufzeigung außeralttestamentlicher Parallelen und Analogien in ihrer Fülle verwirrt, auf jeden Fall der Blick für das theologische Gewicht dieser Geschichte, für ihr Einmaliges und Besonderes, getrübt wird.

Beide Gefahren scheinen gut vermieden, dadurch vermieden, daß die Geschichte Israels als eine Einheit dargestellt wird, die als Gottesgeschichte sich zwar in einem geschichtlichen Raum vollziehen, aber die sich aus der Umwelt ergebenden Fragen und Einflüsse auf eigene Art lösen und verarbeiten muß. Dieser jeweilige Hinweis auf das Besondere, gegenüber der Umwelt Eigene, durchzieht als roter Faden die Darstellung. Ich nenne nur Einzelnes: die Charakterisierung israelitischer Geschichtsschreibung (S. 39; wobei freilich die Formulierung: «Das Interesse des Israeliten an der Geschichte ist das eines Geschichtsphilosophen» nicht sehr glücklich zu sein scheint, richtiger spricht S. 63 von einer theologischen Interpretation der Ereignisse im Sinne einer Heilsgeschichte); das Urteil über die großen Propheten (S. 53) im Zusammenhang der viel diskutierten Frage der Kultprophetie; die Betonung, daß wohl Thema und Bildsprache außeralttestamentlicher Parallelen übernommen, aber selbständig aus dem Jahweglauben heraus verarbeitet wurden (S. 107); die Unterstreichung der Besonderheit israelitisches Königtums (S. 59ff. hinsichtlich seiner Entstehung, im Anschluß an Alt; S. 139 hinsichtlich der Bindung an Gottes Gebot). Schließlich sei auf den Abschluß des Buches hingewiesen: «All that was the best in Judaism, all that the saints of Qumran legitimately valued was brought to fulfillment in Christian faith, but in such a manner that all things were made new.»

Gewiß sind das alles nicht neue Erkenntnisse, es sind Fragen, die viel durchdacht sind, Ergebnisse, die eigentlich *opinio communis* bei allen sind, die sich wissenschaftlich mit diesen Fragen auseinanderzusetzen haben. Dennoch aber verdient hervorgehoben zu werden, daß dies die Linie ist, in der die eingehende, reichhaltige und interessante Darstellung durchgeführt ist. Der Leser wird dieses gut und verständlich geschriebene, durch Bilder und Kartenbeigaben ergänzte Buch mit Spannung, Freude und wirklichem Gewinn lesen.

Angesichts der Fülle des dargebotenen Materials, der Vielfalt der diskutierten Probleme ist es selbstverständlich, daß der Leser entsprechend seiner eigenen Arbeit manchen Akzent anders setzen, manche Linie anders ziehen würde. Ich denke etwa an die berühmte Frage des Thronbesteigungsfestes. Aber bei der Zustimmung zum Ganzen kann das Einzelne zurücktreten, weil es nur untergeordnete Bedeutung hätte. Nur soll gefragt werden, ob S. 137 anläßlich der Nennung des *dawîdum* in den Texten von Mari als Titel eines Führers oder Distriktsgouverneurs in Mesopotamien nicht wenigstens auf die Problematik dieser Deutung hätte hingewiesen werden sollen<sup>1</sup>. Und zum Schluß noch eine andere Erwägung, die nur noch in lockerem Zusammenhang mit dem Vorhergehenden steht. S. 15 wird der Ursprung der Exodustradition

<sup>1</sup> J. R. Kupper, *Les nomades en Mésopotamie au temps des rois de Mari* (1957), S. 62.



von der Feuersäule bei Nacht und der Rauchsäule bei Tag darauf zurückgeführt, daß die Keniter, deren Gott Jahwe war, wandernde Schmiede waren, «es wäre nur angemessen, daß die Theophanie ihres Gottes Rauch und Feuer war». Das ist durchaus eine Möglichkeit. Sie scheint mir mehr Wahrscheinlichkeit für sich zu haben, als die Zurückführung auf Naturvorgänge. Aber auch sie kann eigentlich nicht erklären, warum mit Rauch und Feuer eine ausgesprochene Wegleitung gegeben ist. Ich möchte es darum nicht für ausgeschlossen halten, daß wir hierin ein Einwirken nomadischer Benachrichtigungsformen zu sehen haben, wie sie etwa auch aus den Maritexten bekannt sind<sup>2</sup>.

Hans-Joachim Stoebe, Basel

A. GONZÁLEZ-NÚÑEZ, *Profetas, sacerdotes y reyes en el antiguo Israel. Problemas de adaptación del Yahvismo en Canaán*. = Instituto espanol de estudios eclesiásticos, Monografía, 1. Madrid, 1962. XVI + 406 S.

Die vorliegende Arbeit wurde 1959 als Dissertation an der theologischen Fakultät des Institut Catholique in Paris eingereicht und anfangs 1960 an den Verlag übergeben. Sie berücksichtigt also die bis 1958/59 erschienene Literatur, und zwar in erstaunlich hohem Maße, einschließlich der skandinavischen und der israelischen Werke (vgl. S. 365–384; der Rezensent hat nur einen Aufsatz vermißt: M. Buber, Das Volksbegehren, In Memoriam E. Lohmeyer, 1951, S. 54–66). Die Arbeit erschien aber erst 1962 und befindet sich seit dem Winter 1962/63 im Handel. Es erklärt sich also, daß einige wichtige inzwischen erschienene Bücher und Aufsätze nicht mehr berücksichtigt werden konnten. Von den Transkriptionen semitischer Wörter erkennt man, daß die Druckerei wenig Erfahrung mit der Herstellung wissenschaftlicher Werke auf semitistischem Gebiet hat, so daß manchmal, bei den notwendigen Vereinfachungen, man doch eine gewisse Kohärenz, besonders in der Umschrift der Vokale und der Gutturallaute vermißt. Dies sind jedoch rein äußerliche Merkmale, die die Arbeit nicht beeinträchtigen und bei denen wir uns nicht unnötig aufhalten wollen.

Zweck der Arbeit ist, das Prophetentum und das Priestertum in ihren Beziehungen zueinander, zu dem aufkommenden Königtum und besonders des ersteren zum Kultus zu untersuchen und, wo möglich, zu definieren (S. 16ff., 281ff.). Unten wollen wir kurz den Inhalt des Buches nach seinen Hauptlinien darzustellen versuchen, wobei leider vieles zu kurz kommen wird, sich aber immerhin eine Gesamtübersicht für den Leser ergeben sollte.

Der Verfasser verwirft in seiner methodischen Einleitung zwei extreme Positionen, die der historisch-kritischen und die der mythisch-kultischen Schule, und geht meistens eigene Wege; darin liegt eine sehr interessante und anregende Seite dieser Arbeit. Mit den beiden Schulen setzt er sich ständig, besonders aber in der Einleitung, auseinander (S. 7–42, vgl. 131ff.), was aber immer wieder nüchtern und achtungsvoll geschieht (z. B. auf S. 19).

<sup>2</sup> Vgl. etwa G. Dossin, Signaux lumineux au pays de Mari: Rev. d'Ass. 35 (1938); Kupper (A. 1), S. 57; Ch. F. Jean, Archives royales de Mari, 2 (1941), Lettres diverses, S. 217.

Dabei ergibt sich, daß die Alternative: kultische – antikultische Prophetie, falsch gestellt wird, da es Beispiele beider Gattungen und unentschiedene Fälle gibt (S. 30ff. und 272ff.). Die Gründe dieser Spaltung widerspiegeln nur die größere, in Israel seit der Einführung des nach kananäischem Muster geordneten Königtums existierende Kluft, wobei mancher estatistisch-kultische Prophet die Seite des Königtums wählte.

Zu all diesem werden die verschiedenen Traditionskomplexe, besonders die in den Büchern Richter, Samuel und auch Könige, ausgewertet. Ihre Behandlung erfolgt nach einer konservativen, doch nie unkritischen Einstellung (der Verfasser nimmt z. B. «J» und «E», vom «dtr.» überarbeiteten Unterlagen an, S. 40ff.), deren Schlüsse, wenn auch nicht immer annehmbar, doch Beachtung verdienen. Bei allen späteren Überarbeitungen der Überlieferungen sollte ihre grundsätzliche Geschichtlichkeit feststehen. Auf diese Art erscheint Samuel als Richter, Seher und Prophet. Im ersten Amt bahnt er den Übergang von dem schon unzulänglich gewordenen Richtertum zum neuen monarchischen Amte (S. 34ff.), zu dem Israel nicht durch natürliche Entwicklung, sondern durch eine Notwendigkeit gelangt. Letztere ergibt sich auch auf religiösem Gebiet, gegenüber der synkretistischen Gefahr, in einer Zeit, wo «Offenbarungen des Herren» selten (1. Sam. 3, 1) und das Priestertum korrupt waren. Als *Seher* erscheint Samuel nicht als Wahrsager, Augur, Haruspex oder Leberschauer, sondern als «Hellseher», im Sinne des Wächteramtes (vgl. den Gebrauch der Wurzel *qph*), das auch die späteren «klassischen» Propheten innehaben werden, deren rechtmäßiger Vorgänger er also ist (S. 164ff., 182ff.). Sein *prophetisches* Amt hängt mit dem Vorhergehenden eng zusammen, und äußert sich in der Übermittlung von Gottesworten. Als *Priester* scheint sich Samuel nicht betätigt zu haben, wenn er auch manchmal priesterliche Funktionen ausübt (S. 129ff., 134ff., 176ff.). Der Konflikt zwischen Saul und Samuel, beide so komplizierte Persönlichkeiten, ergab sich dadurch, daß der erste König die auf sein Amt gesetzten Hoffnungen enttäuschte (S. 154ff.). Bei all diesen Untersuchungen bilden die genannten Ämter den Gegenstand wichtiger Einzelforschungen (S. 43ff. die älteren Propheten, S. 100ff. das Priestertum, S. 106ff. das Levitentum usw.). Dabei ergibt sich, daß die Quellen uns nie genau über die Betätigung der Propheten im Kultus belehren und die Bezeichnung «kultische Propheten» sich als ungenügend erweist (S. 81ff. und 95ff.).

Mit dem Aufkommen des institutionell gefestigten Königtums nach kananäischem Muster, mußten auch die alten Institutionen neu organisiert werden: sie wurden der Monarchie untergeordnet (S. 203ff.) und ihrer Freiheit z. T. beraubt, wenn auch die neue Staatsform es versuchte, sich dem altüberlieferten Glauben anzupassen. Durch die königlichen Heiligtümer, wo königliche Beamte walteten, wurde der durch die Übernahme kananäischen *bāmôt* schon begonnene synkretistische Prozeß beschleunigt, wenn es auch schwierig ist, den Inhalt dieses Synkretismus a priori zu umschreiben (S. 291ff.). Das rief natürlich von seiten der traditionstreuen, besonders prophetischen Kreise eine Reaktion hervor, wobei der König als «Verantwortlicher» für das Volk zur Rechenschaft herangezogen wurde (S. 218ff.). Dies brachte zur Spaltung innerhalb des Prophetentums, und manche seiner

Vertreter gesellten sich zum König und verwandelten ihr Charisma in ein Staatsamt, nach kananäischem Beispiel, das alsbald zur höfischen Institution wurde (S. 244ff., 293ff.). Seitdem gab es eine «wahre» und eine «falsche» Prophetie.

González' Buch gesellt sich in würdiger Weise zu den inzwischen erschienenen Werken von K. H. Bernhardt und J. Lindblom, indem es aber die historisch-kritische Seite des Gegenstandes eher betont; in Zukunft wird es für die Forschung zu den unentbehrlichen Arbeiten gehören.

J. Alberto Soggin, Rom

PAUL LAMARCHE, *Zacharie IX–XIV. Structure littéraire et messianisme.* Paris, Librairie Lecoffre, J. Cabalda & Cie., 1961. 168 S.

Die vorliegende Untersuchung beabsichtigt, den sog. Deuterosacharja erneut zu erforschen. Der Verfasser ist sich der damit verbundenen Schwierigkeiten wohl bewußt und kennt die Schranken, die seinem Unternehmen gesetzt sind. Deswegen ist seine Behandlung immer nüchtern, stark an den Text gebunden, nie ins Phantastische hinausschweifend. So erfahren wir z. B. nicht, wer der «gute Hirt» von Sach. 11, 4ff. und 13, 7ff., der «König» von 9, 9ff. oder die «drei Hirten» von 11, 7 sind; nur eines steht für den Verfasser fest, daß der gute Hirt und der König dieselbe historische Person sind (S. 153), wenn auch ihre Identität nicht festzustellen ist. Es handelt sich ferner um eine messianische Figur (S. 148ff.).

Ein besonders interessantes Verfahren ist die Methode der Analyse der *literarischen Strukturen* jeder Einheit (S. 8ff.). Sie besteht darin, daß der Verfasser, auf Grund eines häufigen Brauches in der hebräischen Literatur, auch die literarischen Einheiten des Dtsach. nach eventuellen schematischen und organisatorischen Besonderheiten untersucht. Es ergibt sich daraus, daß die meisten Einheiten sich als nach mehr oder weniger komplizierten Aufbauschemen zusammengesetzt zeigen, die sich nicht, wie öfters angenommen, als Mosaik, sondern eher als «un chiasme harmonieux, parfois un peu compliqué, mais très expressif» erweisen. So finden wir z. B. in 14, 1–15 eine aus vier Stücken bestehende Reihe von Unheilsdrohungen, begleitet von einer zweiten, auch aus vier Stücken bestehenden Reihe von Siegesverheißungen (a bis d :: d' bis a'), wovon ein jedes seinem Entgegengesetzten genau entspricht. Dadurch erweisen sich oft auch früher als widerspruchsvoll empfundene Texte als harmonisch aufgebaut.

Was den Text betrifft, ist der Verfasser eher konservativ; die Fehler im M. T. sind seines Erachtens verhältnismäßig wenige (z. B. 14, 6), wenn verglichen mit den vielen fehlerhaften Übersetzungen (S. 27). Die Schwierigkeit mit dem fem. sing. ḥ<sup>a</sup>kāmā in 9, 2b, das sich nicht zu den drei vorhergehenden Städten fügen läßt, wird (m. E. richtig) dadurch gelöst, daß es zu 9, 3a gezählt wird («Da sie sehr klug ist, hat Tyros sich...» usw., S. 37ff.); zu 9, 16b–17a (S. 48ff.) übersetzt der Verfasser die zwei kî mit «denn»; vielleicht wäre aber hier ein Fall, wo der emphatische Sinn (nach W. F. Albright: *Mélanges A. Robert*, 1957, S. 24) «wie!» vorzuziehen wäre; zu 12, 5 (S. 74) wird l<sup>e</sup>jôš<sup>e</sup>bêj als Textkorrektur angenommen, zu 13, 5 (S. 88ff.) 'adāmā qinjānû, während zu 12, 10 und 14, 5 der M. T. beibehalten wird (S. 80 und

94ff.), obwohl im letzten Fall dem Verfasser die Problematik des Textes klar ist («en attendant des conjectures plus satisfaisantes...»).

Deuterosacharja scheint Lamarche von einem einzigen Verfasser zu sein (S. 105f.); seine Abhängigkeit von Dtjes. (besonders von den Ebed-Jahweh-Liedern) ist sehr wahrscheinlich (S. 131ff.), wenn es sich auch nie um eine Nachahmung handelt. Die Zeit der Abfassung wird eher früh angesetzt: Ende 6. bis Anfang 5. Jahrhundert, und in dieser Zeit wird auch der Hirtenkönig als historische Person zu suchen sein (S. 148ff.).

Des Verfassers Arbeit ist besonders fleißig: erstaunlich viel Literatur ist von ihm bearbeitet und in ständiger Auseinandersetzung herbeigezogen worden. Das Werk sollte deswegen, auch dort wo man seinen Äußerungen kritisch gegenübersteht, von nun an immer wieder verwendet werden.

J. Alberto Soggin, Rom

T. W. MANSON, *Studies in the Gospels and Epistles*. Ed. by M. Black. With a Memoir of T. W. Manson by H. H. Rowley. Manchester, University Press, 1962. XVI + 293 S. 30/-.

Als Thomas Walter Manson, Professor für N. T. an der Universität Manchester, am 1. Mai 1958 unerwartet starb, ist das Andenken an diesen bedeutenden Vertreter seines Faches alsbald dadurch in eindrucksvoller Weise geehrt worden, daß die ursprünglich als Festschrift zu seinem 65. Geburtstag am 22. Juli 1958 geplanten «New Testament Essays» 1959 als Gedächtnisband veröffentlicht wurden (vgl. die Besprechung in dieser Zeitschrift 16, 1960, S. 220f.). Jetzt erscheint als weitere Ehrung des Heimgegangenen, betreut von Prof. Matthew Black in St. Andrews als Herausgeber, die vorliegende Auswahl der Festvorträge, die Manson über viele Jahre hinweg regelmäßig bei Veranstaltungen der John Rylands Library in Manchester zu halten pflegte und die ihn als einen Gelehrten zeigen, der seine Hörer durch geschickte Darbietung des Stoffes und stets selbständige Urteile zu fesseln vermochte. Es handelt sich um Wiederabdrucke, insofern alle diese Vorlesungen seinerzeit jeweils im Bulletin der John Rylands Library erschienen sind. Es wird daher genügen, ihre Titel (und die Jahre, in denen sie gehalten worden sind) aufzuführen.

Der Band zerfällt in 2 Teile. Der erste mit der Überschrift «Materials for a life of Jesus» (S. 1–145) enthält folgende Ryland lectures: The life of Jesus: a study of the available materials (1943); The foundation of the synoptic tradition: the Gospel of Mark (1944); The work of St. Luke (1944); The Gospel according to St. Matthew (1946); The fourth Gospel (1947); The Son of Man in Daniel, Enoch and the Gospels (1950). Im zweiten Teil «The Epistles of St. Paul» (S. 147–278) sind folgende Vorlesungen vereinigt: The date of the Epistle to the Philippians (1939); The problem of the Epistle to the Galatians (1940); The Corinthian correspondence 1 (1941) und 2 (1942); St. Paul's letter to the Romans—and others (1948); The problem of the Epistle to the Hebrews (1949); The letters to the Thessalonians (1953).

Es darf als eine Bereicherung des ersten Teils angesehen werden, daß an seine Spitze eine bisher nicht veröffentlichte Commemoration Day address

mit dem Titel «The Quest of the Historical Jesus—Continued» gestellt worden ist (S. 3–12), die Manson 1949 am Westminster College in Cambridge gehalten hat und die anschaulich zeigt, wie lebhaft er den Gang der Forschung durch Jahrzehnte begleitet hat und wie er hinsichtlich der Frage, wieweit die Materialien für ein Leben Jesu ausreichen, sich «a reasoned and tempered optimism» (Black im Vorwort S. IV) bewahrt hat. Eine weitere Bereicherung stellt es dar, daß der langjährige Kollege und Freund Mansons, Prof. H. H. Rowley, eine eingehende und liebevolle Würdigung des Verstorbenen beigesteuert hat (S. VII–XVI). Sie gibt ein Bild von Mansons Wirken in den verschiedenen akademischen und außerakademischen Ämtern, in denen der rührige und pflichtbewußte Mann sich bewährt hat. Die Beigabe von Registern (S. 279–293) wird dem Leser sehr willkommen sein.

Wilhelm Michaelis, Bern

C. F. D. MOULE, *The Birth of the New Testament*. = Black's New Testament Commentaries. Companion Volume, 1, London, Adam & Charles Black, 1962. XII + 252 S.

Autor und Verlag erübrigen jede Empfehlung. Ihre hervorragenden Dienste sind auch im deutschen Sprachraum der gelehrten Welt längst bekannt. In ihrem innern Gehalt und in ihrer äußeren Fertigung stellt sich die vorliegende Veröffentlichung würdig neben die früheren. In der von Henry Chadwick herausgegebenen Kommentarreihe erscheint als Ergänzung der Bände zu Matthäus (von F. V. Filson), zu Markus (von Sh. E. Johnson) und zu Lukas (von A. R. C. Leanay) eine in glänzendem Englisch geschriebene, vielseitig orientierende, maßvoll abwägende und dennoch munter anregende Einführung in die Probleme der ersten Christenheit, wie sie sich der modernen Forschung stellen.

Der Aufbau der Arbeit ist originell. Das einführende Kapitel grenzt von den üblichen Einführungen ins N. T. ab und bestimmt die eigene Aufgabe in einer Darlegung des vorliterarischen und literarischen Werdegangs des neutestamentlichen Schrifttums. Der literarische Werdeprozeß kennzeichnet sich als ein eigenständiges Phänomen, als ein im strengen Sinne neues Datum. Er wurzelt im kirchlichen Gottesdienst, im Eigenverständnis der Gemeinde als eschatologische Existenz des Volkes Gottes, im entsprechend besonderen Gebrauch der alttestamentlichen Schriften, im Sendungs- und Gestaltungsauftrag der Apostelzeit und endlich im Ernstnehmen der geglaubten und der erhofften Königsherrschaft des Christus. Die harte Auseinandersetzung der Gemeinde mit ihrer Umwelt bestimmt nicht ihr Wesen, aber doch ihre Formwerdung. Sie charakterisiert auch den literarischen Niederschlag der Gemeinde. In den Kapiteln über die polemische, apologetisch-missionarische und irenische Formung des Schrifttums widmet sich der Verfasser dem Nachweis dieser Zusammenhänge. Die abschließenden Kapitel bestimmen das Verhältnis der literarischen Vielfalt zur Einheitlichkeit der Botschaft. Im Anhang interessieren einige sprachliche Miscellen und vielleicht auch ein Aufsatz von G. M. Styler über die Markuspriorität. Diese Auseinandersetzung mit B. C. Butler's «The Originality of St. Mat-



thew» (1951) zielt vor allem auf die immer noch breite konservativ-reaktionäre Front in der angelsächsischen Welt, dürfte aber auch auf dem Kontinent bei der herrschenden, leicht forcierten Schlatter-Renaissance eine gewisse Beachtung verdienen.

Auch der mit der Methode und mit den Resultaten der form- und traditionsgeschichtlichen Forschung vertraute Leser wird lebhaft berührt von der Gründlichkeit und Umsicht, mit denen er in die sich stellenden Einzelprobleme eingeführt wird. Auch problemgeschichtliche Zusammenhänge, für die im deutschen Sprachraum Kümmels Werk die großen Überblicke gewährt, finden Beachtung. Die analysierenden Erwägungen machen oft in überraschender Weise mit Tatsachen und Möglichkeiten der Beziehungen bekannt, die man bisweilen gerne übersieht oder als erledigt beiseitegelegt hat. Der negative Radikalismus der ursprünglichen Bultmannschule ist gründlich überwunden, die reiche Fruchtbarkeit der ausgereiften Methode aber positiv dargestellt. Die Skepsis des nur historisch-kritisch arbeitenden Exegeten wird darum überwunden, aber auch der konservativ gebundene staunt über den Reichtum einer substantiellen Erfassung. Besonders trefflich zeichnet der Autor den Grundcharakter der jungen Kirche als Aufbruch und Vollzug einer eschatologischen Existenz, die er – ohne die pfingstliche Aktualität des Heiligen Geistes zu leugnen – vom Enthusiasmus des apokalyptischen Fiebers abgrenzt. Freilich ist man gelegentlich versucht, dem allzu großen Eifer in dieser Hinsicht etwas Mäßigung anzubefehlen. Dieser Vorbehalt gilt vorerst dem durchgehenden Versuch, die innere Einheit der neutestamentlichen Literatur in der «devotion to the person of Jesus Christ», dem «historic Jesus acknowledged as Messiah and Lord» oder noch deutlicher im «common confession of the incarnate Lord» finden zu wollen. Bei allem Respekt gegenüber dieser religiösen Interpretation analysierter Texte muß nun doch eine leicht verzeichnende, harmonisierende Tendenz festgestellt werden. Um der gewünschten Einheitlichkeit des Schriftzeugnisses willen werden die echten Gegensätze und die tatsächlich vorhandenen Spannungen bisweilen leicht hinübergangen. Hieher gehört die entsprechend durchgeführte Beurteilung der lukanischen Geschichtsschreibung und die nivellierende Einordnung des Jakobusbriefes. Entschieden zu weit prellt auch die Vermutung einer einheitlichen «tradition of Jesus» vor, die recht unangenehm den Anschein eines auf den historischen Jesus zurückgehenden Überlieferungsgutes erweckt, aus der sich dann eine «authentische» Evangelienliteratur entwickelt hätte.

Diese Bemerkungen aber verkennen durchaus nicht den Reichtum des Gebotenen, die Sorgfalt der sonst im ganzen sachlich abwägenden pro und contra und auch nicht die oft erfrischende Selbständigkeit des Urteils. Das vorliegende Werk wird sich vielmehr bald als ein wertvolles Werkzeug in der Hand eines sich ernsthaft um die neutestamentliche Botschaft Bemühenden finden. Leider liegt dem Index kein zusammenfassendes, exaktes Literaturverzeichnis bei. Gerade die zahlreichen und wichtigen Hinweise auf die englische Literatur verdienen eine bequemere Zugänglichkeit.

*Victor Hasler, Goldach*

EDWARD D. O'CONNOR, *Faith in the Synoptic Gospels. A Problem in Correlation of Scripture and Theology*. Notre Dame, Indiana, University of Notre Dame Press, 1961. XX + 164 S. \$ 4.-.

Die Absicht des (katholischen) Verfassers ist es, ein kontroversielles Thema exegetisch und theologisch zu behandeln. Er präsentiert dabei die protestantische Theologie als mehr biblisch, die katholische als mehr spekulativ. Aber letztere sucht nunmehr diesem Mangel abzuhelpen (S. X). O'Connor kann dabei auf die lebhaft katholische Bibelforschung hinweisen. Er hätte auch auf eine Wandlung des heutigen Protestantismus zeigen können, der von seiner Seite her sich den scholastischen Problemlösungen nähert. Damit sollte von beiden Ufern eine Brücke geschlagen werden.

Das Buch zerfällt in zwei Hauptteile. Der erste behandelt 37 Perikopen des N. T., wo Pistis und verwandte Worte vorkommen, der andere will das Verhältnis zwischen dem synoptischen und dem scholastischen Glaubensbegriff bestimmen. Nach einer wertvollen Erklärung der englischen Terminologie (Belief, Trust, Faith) untersucht der Verfasser den Glauben im A. T. (vom Wortstamm 'amn aus) und alttestamentliche Nachklänge im N. T. (S. 3-18). Neutestamentlichen Glauben an die Erfüllung findet er als «Glauben an das Evangelium» u. a. in der lukanischen Vorgeschichte, im Gleichnis vom Sämann und im unechten Markusschluß (S. 19-30). Zwei Kapitel behandeln den Glauben an Christus, wobei die meisten Mirakel-erzählungen vom «Vertrauen an Jesus als Erlöser» zeugen, während die übrigen Textstellen «Glauben an Jesus als Christus, Sohn Gottes», «Glauben an die Auferstehung» und «Glauben als Verstehen» beleuchten (S. 31-80).

Der zweite Hauptteil behandelt den synoptischen Glaubensbegriff, wo der Verfasser, wie er sagt, zu einem für ihn selbst überraschenden Ergebnis kommt, daß nämlich der synoptische Glaube ersterhand nicht Fiducia, sondern Assensus ist (S. 81-113). Das Vertrauen ist, wie Thomas richtig gesehen hat, die Frucht des die Glaubenssätze im Gehorsam bejahenden Verstehens. Wenn die protestantische Theologie wirklich biblisch wäre, wäre sie dann auch in Harmonie mit der Scholastik? Aber die Synopse ist ja nicht die genügende Basis für ein theologisches Gespräch.

Wenn der Verfasser formgeschichtliche Gesichtspunkte beiseite schiebt, handelt er wohl als Sohn seiner Kirche. Aber es wäre doch fruchtbar gewesen, die verschiedenen Schichten der Evangelientradition abzugrenzen. Nun wird der zusammenhaltende Begriff «synoptisch» vielleicht allzu komplex. Eine ernsthafte Einwendung ist auch, daß der Verfasser in seinem Literaturverzeichnis (mit mehreren Fehlern und Inkonsistenzen) fast nur exegetische Arbeiten verzeichnet. Die protestantische Auffassung zeichnet und bezeichnet er als «traditionell». Richtig ist dabei, daß die Protestanten mehr Gewicht auf Fiducia gelegt haben als die Scholastik. Aber damit ist nicht die Eigenart der protestantischen Glaubensauffassung erschöpfend bestimmt. Man kann nicht den biblischen Begriff klar interpretieren nur dadurch, daß man Textstelle nach Textstelle atomistisch untersucht. Das für Luther eigenartige war doch, daß er den biblischen Begriff aus der Mitte der Erlösungslehre erlebnismäßig herausarbeitete.



Man kann also das Ergebnis des Verfassers kaum verstehen, wenn man nicht mit seinen theologischen Voraussetzungen rechnet.

*Erik Esking, Örebro (Schweden)*

WERNER BIEDER, *Die Berufung im Neuen Testament*. = Abhandlungen zur Theologie des Alten und Neuen Testaments, hrsg. von W. Eichrodt und O. Cullmann, 38. Zürich, Zwingli Verlag, 1961, 110 S. Fr./DM 15.50.

Da es bisher keine ausführliche Monographie über die Berufung im Neuen Testament gab, ist man dem Verfasser der Abhandlung zu Dank verpflichtet, das bisher nur kurz (vgl. O. Michel, *Die Rel. Gesch. Geg.*, <sup>3</sup>1, Sp. 1086ff.) oder nur gelegentlich (vgl. z. B. H. Conzelmann, *Die Mitte der Zeit*, <sup>4</sup>1962, S. 144f.) anklingende Thema systematisch behandelt zu haben. Der besondere Charakter der Arbeit ergibt sich aus Anregungen Karl Barths (*Die kirchl. Dogmatik*, IV, 3, S. 553ff.) und aus der Problematik, die speziell auf der missionarischen Berufung lastet. Das hat zur Folge, daß moderne Fragestellungen immer wieder anklingen und die neutestamentlichen Aussagen mit persönlicher, innerer Teilnahme entfaltet werden.

Die Stärke und der Vorteil dieses methodischen Verfahrens liegen darin, daß sich dem Leser ein breites und reichhaltiges Bild von neutestamentlichen Aussagen bietet, das auch nicht andeutend an dieser Stelle dargestellt werden kann. Einen nur sehr groben Eindruck von der Mannigfaltigkeit der erzielten Ergebnisse mögen die herausgearbeiteten Ziele der Berufung vermitteln: Die Berufung führt zur Fremdlingschaft in der Welt (§ 10), zur gemeinsamen Freude mit Gott (§ 11), zur neidlosen Arbeit in der Erwartung der Güte Gottes (§ 12), zum Frieden (§ 13), zur Gemeinschaft (§ 14), zur Gnade (§ 15), zur Freiheit (§ 16), zur Heiligung (§ 17), zur Herrlichkeit, zum Licht und zum Leben (§ 18), die Berufung ist eschatologisch ausgerichtet (§ 19).

Daß sich die Untersuchung in Methode und Ergebnissen von bestimmten Richtungen moderner Exegese löst, ist dem Verfasser bewußt (S. 5f. 17. 36). Es fehlt aus diesem Grunde wohl der Aufweis des religionsgeschichtlichen Hintergrundes als gewisser Voraussetzung bestimmter Aussagen und die Darstellung differenzierter Schichten, mit denen die moderne neutestamentliche Wissenschaft rechnet, so daß die Einteilung des Buches in zwei Teile (Einzelne – Gemeinde) eher von praktischer als von grundsätzlicher Bedeutung ist. Die Untersuchung beschränkt sich auch nicht streng auf das Thema der Berufung, sondern bringt wiederholt Motive zur Sprache, die zwar zu diesem Themenkreis gehören, mindestens aber in einigen Schichten die Folge der Berufung sind (z. B. Nachfolge, Mission). Gegen das oft sehr eigenständige Behandeln der Problematik läßt sich wohl an sich nichts einwenden.

Bedenklich erscheint uns die angewandte Methode jedoch dann, wenn bestimmte Ergebnisse der Exegese nicht ausführlich diskutiert, sondern nur generell abgelehnt werden, so daß die S. 8 genannten Arbeiten von G. Bornkamm, G. Barth, H. J. Held oder der oben angeführte Artikel «Berufung» von O. Michel ohne tragendes Gewicht bleiben, obwohl bestimmte Vorarbeiten neutestamentlicher Forschung gewisse Anregungen vermitteln könnten, die sich ebenfalls bis in die praktische Missionsarbeit auswirken würden.

Wer keinen historisch-kritischen Durchblick erwartet, der das Problem von den religionsgeschichtlichen Voraussetzungen her über den «historischen» Jesus, die palästinische Urgemeinde, Paulus, das hellenistische Christentum bis hin zur synoptischen Tradition und den recht verschiedenen Ausprägungen in der Redaktion der Evangelien darstellen würde, wird die in mancher Hinsicht anregende Abhandlung auf Grund ihres meditierenden biblischen Ernstes und ihrer konservativen Haltung mit Gewinn lesen.

Georg Braumann, Waldeck am Edersee

EDVIN LARSSON, *Christus als Vorbild. Eine Untersuchung zu den paulinischen Tauf- und Eikontexten*. Diss. Uppsala. = Acta Seminarii Neotestamentici Upsaliensis, 23. Lund, C. W. K. Gleerup, E. Munksgaard, 1962. 361 p. Skr. 30.—.

The author defines this book as an attempt to present a «realistic-exegetical study» of important passages in the Pauline Epistles which have suffered from the damaging influence of both the Protestant and the Catholic positions on the ambiguous and much debated concept *Nachfolge Christi*. What is meant by this German term *Nachfolge* is usually described with the help of the so called *Nachfolgeverben*, ἀκολουθεῖν and μιμεῖσθαι. Larsson, however, defines the term so as to include all forms of union with Christ in which Christ and the Christ-events serve as a model. Directing his argument primarily against the Protestant side, which he accuses of neutralizing the ideas of “imitation” and “example” contained in these passages, Larsson seeks to explain the degree and sense in which Paul viewed Christ Himself, His way of life, and the saving events surrounding His life, as a general example or model for the life of all Christians.

In the first main part of this lengthy study the author deals with the idea of “Christ as model” in the central Pauline baptism-texts (Rom. 6:1–11; Col. 2:11–3:4; Gal. 2:19f.; Eph. 2:4–7). In these passages Christ’s crucifixion, death, and burial, appear as models for man’s sacramental-ethical death to sin, the Law, and “the powers of the world”, while Christ’s resurrection and ascension correspond similarly to the resurrection and exaltation which take place in baptism and which are manifested in the life of the “new creature”. In the second main part the author presents a penetrating discussion of the concept of *Gottesebenbildlichkeit* in the Old Testament and late Judaism and then proceeds to a detailed exegesis of the Pauline *eikón*-texts (Col. 1:15; 3:10; Eph. 4:24; Phil. 2:5–11; 2 Cor. 3:18; 4:4; Rom. 8:28–30; 1 Cor. 15:44–49). In these verses Christ appears as the model for the actual process through which man is changed into His (= God’s) likeness. This process begins at baptism, continues in an ethical-religious transformation as well as in a physical experience of suffering, and finally leads to eschatological glorification. Thus, the Pauline writings represent the entire life of the Christian, from baptism to the final resurrection, as a communion with Christ, as a participation in the saving Christ-events, and, therefore, as an act of *Nachfolge*.

Larsson’s tacit affirmation that Paul was influenced by important elements of the pre-Pauline gospel tradition, and the author’s insistence that the Son

of Man concept first acquired Messianic significance in the Old Testament *Königsideologie*, place his study firmly within the "Scandinavian School" of Biblical interpretation. Though *Christus als Vorbild* is sure to draw the fire of some critics precisely at these contested points, its stimulating and refreshing thesis is of lasting merit. The value of the dissertation is further increased by a remarkably up-to-date and comprehensive bibliography.

David B. Pedersen, Basel

EDWIN D. ROELS, *God's Mission. The Epistle to the Ephesians in Mission Perspective*. Franeker, 1962. 303 p.

Man kann den Epheserbrief von verschiedenen Gesichtspunkten aus studieren. Roels interessiert nicht die Frage des religionsgeschichtlichen Zusammenhangs, sondern die missionarische Bedeutung des Briefs. Dabei versteht der Verfasser, wie der Titel zeigt, unter Mission Gottes Werk, das in der Christusversöhnung den Menschen zuteil wird, die aufgerufen werden, in sittlicher Bewährung die reale Änderung ihres Lebens in der Welt leuchten zu lassen und so für ihren Erneuerer Zeugnis abzulegen. Das Schwergewicht liegt auf der gehorsamen Existenz der einzelnen Christen, die von Gott in seiner Mission als Instrument in der Welt benützt werden. Ein heute oft vernachlässigter Punkt wird deutlich unterstrichen: wie wichtig jedes einzelne Glied der christlichen Gemeinde in seinem Gehorsam für das Leuchten der Kirche in der Welt ist. Jede organisierte Missionsarbeit ist unfruchtbar und alle ökumenischen Zusammenschlüsse sind unwirksam, wenn nicht die hier tätigen Menschen in der geistlichen Einheitsverbindung mit ihrem Erlöser Christus stehen.

Die Dissertation zerfällt in vier Teile: die theologische Basis der Mission, die Kirche als Ziel der Mission, die Kirche als Instrument der Mission, die eschatologische «Fülle» der Mission. Es ist bemerkenswert, daß der Verfasser, auch wenn eine geheime Systematik ihn leitet, doch streng *exegetisch* vorgeht und bemüht ist, unter sorgfältiger Beachtung des jeweiligen Kontextes seine Aussagen zu machen. Er wehrt sich mit Recht gegen die exegetische Unsitte, die jeweiligen Kontexte, in denen z. B. πλήρωμα vorkommt, durch eine bestimmte Bedeutung so beherrschen zu lassen, daß die Umgebungsaussagen des in Frage stehenden Begriffs gar nicht mehr ins Gewicht fallen dürfen. Die geheime Systematik, die jeder Exeget mehr oder weniger mitbringt, hat sich in der Öffnung gegenüber dem jeweiligen Kontext zur Sache rufen zu lassen.

*Missionswissenschaftlich* ist es von besonderer Wichtigkeit zu sehen, daß Paulus nach Roels die Kirche sowohl Ziel als auch Instrument der Mission sein läßt. Entgegen der besonders von holländischen Missiologen ins Feld geführten Meinung, daß die Kirche nur «unterwegs» sei auf das Reich Gottes zu, betont Roels, daß das Ziel jeder missionierenden Tätigkeit in dem Sinn die Kirche zu sein hat (*plantatio ecclesiae*!), als die Getauften am Versöhnungsleben des Christus teilbekommen und in die gemeinschaftliche Realität der Gläubigen hineingenommen werden. Auch wenn der Organismusgedanke mitbeachtet werden muß, so ist doch der Begriff des Leibes Christi

damit nicht ganz erfaßt: die Kirche ist als Objekt der Versöhnung Leib des Christus, in den andere Menschen als Gläubige inkorporiert werden sollen.

Gegenüber der *ökumenischen Bewegung* zeigt sich der Verfasser insofern kritisch, als er die soteriologische Einheit mit Christus durch eine organisatorische Einheit u. U. bedroht sieht. Wird durch Vereinigung von Kirchen das klare Zeugnis verwässert und geht der offiziellen Einigung zum Trotz die Gegensätzlichkeit christlicher Zeugnisse weiter, so wird die Welt unfähig sein, die geistliche Einheitsbotschaft des Evangeliums wirklich zu hören. So wäre die Ökumene missionarisch untüchtig geworden. Auch wenn der Verfasser die Ökumene mehr von außen als von innen her kennen gelernt zu haben scheint, wird doch die zur ökumenischen Verantwortung aufgerufene Gemeinde gut tun, gerade diese Kritik sich gefallen zu lassen. Auch wenn der heilige Geist kein grundsätzlicher Feind von Organisationen und Dokumenten ist, so will er doch in erster Linie die zum Glauben gerufenen Personen in ihrem persönlichsten Leben heiligen. Wäre die Ökumene nicht dann echte Ökumene, wenn sie ihre kritischen Außenseiter hören und besser verstehen wollte, als sie sich selber verstehen?

Eine Unklarheit bleibt: das Verhältnis zwischen der *Missio Dei* und den menschlichen Missionen wird nicht deutlich. *Missio Dei* und *missiones hominum* müssen unterschieden werden. Die göttliche Mission will die ganze Kirche in allen ihren Gliedern zum Zeugnis in der Welt erwecken und brauchen. Die menschlichen Missionen haben es mit deutlichen geographischen Grenzüberschreitungen in fremde Kulturbereiche zu tun. Viel Unklarheit in der gegenwärtigen Missionslage rührt daher, daß man göttliche und menschliche Mission stets durcheinandermengt. Man kann dann z. B. mit hohen Worten die *Missio Dei* verfechten und sie im schier unausrottbaren Glauben an die grundsätzliche Organisationsfeindlichkeit des Heiligen Geistes gegen die menschlichen Missionsbemühungen auszuspielen suchen. Es ist modern heute davon zu sprechen, daß jeder Christ ein Missionar sei und überall auf der Welt missionarische Situation herrsche. Man verwechselt dabei aber Evangelisation und Mission. Roels betont die sog. «missionarische» Dimension der christlichen Gemeinde in der gläubigen Existenz jedes einzelnen Gliedes. Richtiger müßte man sagen: er betont, daß die Gemeinde in der Welt eine entscheidende Zeugnisfunktion hat. Ob dieses Zeugnis evangelistisch oder missionarisch sei, ist dann wieder eine Frage für sich. In der Tat kann die zeugniskräftige Gemeinde für Gottes Mission in der Welt gebraucht werden. Dies schließt aber nicht aus, daß der spezielle Missionsdienst innerhalb der ganzen Kirche Christi im missionarischen Auftrag Einzelner ernst genommen wird.

Werner Bieder, Basel

WILHELM HANKE, *Kunst und Geist. Das philosophische und theologische Gedankengut der Schrift «De Diversis Artibus» des Priesters und Mönches Theophilus Rugerus*. (Pontifica Universitas Gregoriana.) Bonn, Hofbauer-Verlag, 1962. XVI + 192 S.

Während die Schrift «*De diversis artibus*» des Theophilus Rugerus bisher mehr von der Kunstwissenschaft betrachtet worden ist, versucht die vorliegende Studie, von philosophischer und theologischer Seite neue Einblicke

zu eröffnen. Dabei liegt auf der umsichtigen und mit vielen Belegen vollzogenen historischen Klärung der Sache das Hauptgewicht, während die entscheidenden Fragen nach der Kunst und dem Schöpferischen eher in den Hintergrund treten. Zwar liegt dies nicht unbedingt in der Absicht des Autors, wohl aber an seinem wissenschaftlich traditionellen Vorgehen, das mehr und mehr ungeeignet scheint, zu einer wesenhaften Erfahrung des Kunstwerkes zu führen. Ein konkretes Beispiel kann hier vermutlich am besten verdeutlichen: wo die Schriftauslegung des Theophilus mit der ihm zeitgenössischen Exegese verglichen wird, ist zwar stets eine aufschlußreiche Abweichung des Künstlers von den Theologen festgestellt und diese Abweichung auch in ihrer Bedeutung für die Frage nach der Kunst wenigstens inhaltlich bewertet. Dagegen wird die Eigenheit der Auslegung bei Theophilus in ihrem Unterschied zur herkömmlichen Methode nie eigens bedacht: und damit tritt der Hinweis auf die schöpferische Entsprechung im Schriftverständnis des Theophilus nie in jenes Licht, da der Schaffende sich in gebührendem Sinn vom Wissenschaftler abhebt und in seinem Bemühen um das Vollkommene in die befremdende Nähe des Heiligen rückt. Dem nicht enden wollenden Prozeß aus vielfältigen Vorstellungen dort – träte hier die klar gebaute Gestalt aus einem einzigen Gedanken gegenüber und eröffnete derwege die Möglichkeit, gerade auch das, was gewöhnlich die theologische Eigenart des Theophilus heißt, aus der Verwandtschaft mit dem Kunstwerk in ihrer nicht nur für Einzelheiten abweichenden, sondern grundsätzlich andern Verfassung klarer zu umreißen. Damit wäre freilich nichts Geringeres gewonnen als ein möglicher Ausgangspunkt zur Verwindung der herkömmlichen metaphysisch bestimmten Theologie in Richtung auf ein schlichteres Sagen des Glaubens.

Da es sich im vorliegenden Werk jedoch um eine Dissertation handelt, greift diese Auseinandersetzung gewiß zu weit. Indessen mag man sich beim heutigen Wissenschaftsbetrieb füglich fragen, ob denn alle jene zum für diesen Fall unerläßlichen Drum und Dran gehörenden Referate, Zusammenfassungen usw. in extenso veröffentlicht werden sollen, oder ob es nicht viel wünschenswerter wäre, nur noch das herauszugeben, was ein Autor an eigenem Beitrag zur Sache erarbeitet hat. In der vorliegenden Studie wären dies noch eine hinlängliche Zahl historischer Einzelerhellungen gewesen, welche die fragelose Stärke der Untersuchung ausmachen.

Walter Frei, Basel und Bern

THOMAS VON AQUIN, *Compendium theologiae, Grundriß der Glaubenslehre* (deutsch-lateinisch). Übersetzt von Hans Louis Fäh, herausgegeben von Rudolf Tannhof. Heidelberg, F. H. Kerle Verlag, 1963. 598 S. Fr. 29.85.

Die «compendiosa doctrina de christiana religione... quam semper prae oculis possis habere» wird hier in einer Neuausgabe mit Übersetzung vorgelegt, deren Vorbild die Deutsche Thomas-Ausgabe ist. Der lateinische Text dürfte, wie das Vorwort versichert, durch die in Arbeit befindliche kritische Edition keine wesentlichen Änderungen mehr erfahren. Die Übersetzung bemüht sich bei guter Lesbarkeit um möglichst exakte Wiedergabe des Originalen, wobei, soweit Stichproben zeigen, mehr auf die traditionelle



Begrifflichkeit Rücksicht genommen, als daß ein grundlegend neues zur-Sprache-Bringen der Sache erstrebt wird. Besonders hilfreich sind die vielen konkordanten Verweise auf andere Werke des heiligen Thomas. Ein reicher Anhang von Anmerkungen, übrigens eine Gemeinschaftsarbeit mehrerer Gelehrter, erleichtert zumal das historische Verständnis des Textes. Daß dieses Werk immer wieder zur Einführung in das Denken des Fürsten unter den Scholastikern besonders empfohlen worden ist, sei statt vieler Hinweise als ein schlichtes Wort alter Erfahrung gleichsam zur Einladung weitergegeben.

Walter Frei, Basel und Bern

GUIDO KISCH, *Zasius und Reuchlin. Eine rechtsgeschichtlich-vergleichende Studie zum Toleranzproblem im 16. Jahrhundert.* = Pforzheimer Reuchlin-schriften, I. Konstanz-Stuttgart, Jan Thorbecke Verlag, 1961. 104 S.

Au début du 16<sup>e</sup> siècle, deux grands juristes allemands définissent contradictoirement la situation juridique des Juifs dans l'Empire.

Zasius, de Fribourg en Brisgau, disciple de Duns Scot, s'appuie sur le droit canonique et le droit civil pour les dire esclaves des princes chrétiens. Par humanité, les princes leur laissent une certaine liberté de fait, mais ce fait ne constitue pas un droit. En tous temps, le prince peut les traiter en esclaves, c'est-à-dire les priver de leurs biens, saisir et brûler leurs livres, par exemple, ou leur enlever leurs enfants pour les baptiser de force.

Le célèbre hébraïsant, Jean Reuchlin, qui est juriste de métier, conseiller juridique du duc de Wurtemberg et de l'empereur, est d'un autre avis. Appuyé sur Thomas d'Aquin et Grégoire le Grand, il estime que les Juifs sont sujets de l'Empire; comme tels, ils sont sous la protection des lois. Leurs livres n'ont pas été régulièrement condamnés par les tribunaux ecclésiastiques ou civils, ce serait une injustice de les saisir et de les brûler.

Ces avis de droit ne sont pas théorie pure. Comme on sait, le Juif converti Pfefferkorn et les dominicains de Cologne prétendent détruire toute la littérature juive qui est blasphématoire. Au cours d'une lutte qui dure douze ans (1510–1522) et qui passionne l'Allemagne, Reuchlin se fait le défenseur du droit des Juifs, appuyé par le groupe des humanistes. Ceux-ci publient, entre autres, les *Epistulae obscurorum virorum*; or, dans l'une d'elles, Zasius est compté au nombre des défenseurs des livres juifs, ce qui paraît nettement contraire aux convictions qu'il a publiées.

L'auteur résout l'énigme en citant Pirckheimer, un ami de Reuchlin. Dans son *Epistula apologetica pro Reuchlino*, Pirckheimer avoue qu'il met au nombre de ses partisans même des adversaires notoires; c'est une façon de les compromettre, de les induire à reviser leur position et d'invoquer le prestige du nombre en faveur de la bonne cause. Les auteurs des *Epistulae obscurorum virorum* ont employé la même ruse. Ne nous laissons pas abuser: l'illustre Zasius est resté l'adversaire des Juifs. – L'ouvrage de M. G. Kisch témoigne d'une érudition minutieuse. Les historiens du procès Reuchlin-Pfefferkorn devront en prendre connaissance. Malheureusement, ils n'y trouveront pas le texte même des avis de droit de Zasius et de Reuchlin mais un exposé très détaillé de leur contenu et un commentaire qui aurait pu gagner en force ce qu'il aurait perdu en étendue.

Jean-Daniel Burger, Neuchâtel

J. V. POLLET, O. P., *Martin Bucer. Etudes sur la correspondance*, 2. Paris, Presses Universitaires de France, 1962, X + 616 S. Nfr. 80.-.

Dem ersten in dieser Zeitschrift (15, 1959, S. 386) besprochenen Band folgt nunmehr der fast zur doppelten Stärke angewachsene Schlußband. Er enthält 40 erstveröffentlichte Dokumente, Briefe von, an und über Butzer; diese werden durch ausführliche Einleitungen und Hunderte von Fußnoten kommentiert. So sind kleine Reformationsgeschichten oberdeutscher Territorien entstanden, Basel, Bern und Zürich, Biberach, Augsburg, Eßlingen, Konstanz, Reutlingen und vor allem Ulm werden liebevoll geschildert und auch reformatorische Persönlichkeiten wie die Ulmer Bürgermeister Besserer oder auch Schwenkfeld kommen nicht zu kurz. Die Kenntnis des Dominikaners über die intimsten Züge dieser so sehr verwickelten Territorialkirchengeschichte ist erstaunlich. Interessenten solcher Arbeit werden wertvolle Entdeckungen machen, zumal auch dieser zweite Band durch gute Register erschlossen ist.

Allerdings sind den Bearbeitern dieser Register einige Irrtümer unterlaufen. So sind «Pforzen» und «Pforzheim» natürlich identisch; Wolfach ist auch heute ein selbständiges Kreisstädtchen und daher nicht im Kreis Offenburg gelegen, «Mosbar» (S. 561) ist natürlich durch «Mosbach» zu ersetzen. Daß Butzer mit Jakob Ottelinus in Lahr und mit Dr. Joh. Wolfgang Egen in Freiburg korrespondiert hat, ist neu, diese reformatorisch gesinnten Männer der Frühzeit verzeichnet man dankbar. Jakob Otter ist nicht in Udenheim, dem späteren Philippsburg, sondern in Lauterburg geboren, seine Tätigkeit in Wolfenweiler bei Freiburg wird nicht erwähnt. Bei den Kurzbiographien von Jacob Strauß, Franz Kolb und Eberlin von Günzburg wird jeweils deren reformatorische Tätigkeit in Wertheim übergangen, obwohl der sonst fast vergessene Tag von Wertheim (24. Aug. 1524) erwähnt wird.

Pollet schildert zunächst Butzers Anteil an der deutschen, dann an der schweizerischen Reform, um sich dann seiner Einflußnahme in England, Italien und Frankreich zuzuwenden. Das Werk ist mit 16 ganzseitigen Bildtafeln ausgestattet sowie einigen Gravüren im Text, es werden viele der erwähnten Persönlichkeiten möglichst in zeitgenössischen Bildern vorgestellt.

Im ganzen ein Werk von erstaunlicher Gelehrsamkeit, die sogar in schwer zugängliche Blätter der Lokalkirchengeschichte eingedrungen ist. Der konfessionelle Standpunkt des Verfassers macht sich kaum bemerkbar: welch erstaunlicher Wandel seit den Tagen seines militanten Ordensbruders Denifle! Dieses Werk wartet nunmehr darauf, daß die in ihm dargebotenen Schätze gehoben und ausgewertet werden.

Wilhelm August Schulze, Freiburg i. Br.

ERNST-WILHELM KOHLS, *Die Schule bei Martin Bucer in ihrem Verhältnis zu Kirche und Obrigkeit*. = Pädagog. Forschungen, 22. Heidelberg, Quelle & Meyer, 1963. 244 S. DM 12.-.

Die vorliegende Dissertation stellt wohl erstmalig die Bedeutung Martin Bucers für die Entwicklung des Straßburger Schulwesens und darüber hinaus für die reformatorische Bewegung ins rechte Licht. Bisher wurde meist die Bedeutung Jakob Sturms für die Entstehung des Gymnasiums hervorge-



hoben, während Bucer als Schulgründer dagegen zurücktrat. Auf Grund eines ausgedehnten Quellenstudiums, bei dem nicht nur gedrucktes, sondern auch bisher unveröffentlichtes handschriftliches Archivmaterial aus Augsburg, Basel, Bern, Braunschweig, Konstanz, Marburg und vor allem Straßburg ausgewertet wurde, ist es dem Verfasser gelungen, ein Gesamtbild der Anfänge der Straßburger Schulgeschichte zu entwerfen. Welche Mühe damit verbunden ist, zeigen die dem Buch beigelegten Faksimiledrucke von Handschriftenproben Bucers! Dessen Schulplan fügt sich in den Rahmen seines von Wimpfeling und Erasmus geprägten Humanismus und der von Luther her inspirierten reformatorischen Erkenntnis. Er gipfelt in der Idee einer *res publica Christiana*, in der die Potenzen Staat und Kirche gleichermaßen am Schulwesen beteiligt sind. Im Gegensatz zu Zwingli, der in Zürich nach dem Modell der Neuordnung eines einzelnen Stiftes vorgeht, faßt Bucer von vornherein die Umgestaltung des Schulwesens einer ganzen Stadt ins Auge. Mit dem Gedanken, nicht nur Lateinschulen für den künftigen Pfarrstand zu schaffen, sondern Lehrhäuser für Knaben und Mädchen der ganzen Stadt, ist bei Bucer der Gedanke einer allgemeinen Volksbildung zum erstenmal konzipiert. Die Taufe ist ihm nicht nur Begründung für die christliche Unterweisung, sondern für die Erziehung überhaupt; hinzu kommt die Idee des «gemeinen Nutzens», der als Staatszweck nicht nur naturrechtlich, sondern vom Gebot der Nächstenliebe her zu verstehen ist. Wohl hat ähnlich wie bei Luther auch in Straßburg der Staat die Aufgabe, für die Schule zu sorgen, doch kann dabei von einer Säkularisierung insofern nicht die Rede sein, als der Staat gehalten ist, Hilfe zu leisten bei der sichtbaren Verwirklichung des *Regnum Christi*. Kohls sieht gerade in der hiermit instituierten engen Bindung von Kirche und Schule den Keim zu dem nach Bucers Tode ausbrechenden Streit, in dem die Männer der Schule um ihre Selbständigkeit gegenüber der Kirche kämpfen. Die Untersuchung von Kohls zeichnet sich durch große Gelehrsamkeit aus und schließt nicht nur eine Lücke in der Biographie Bucers, dessen Bedeutung für die Entwicklung des Straßburger Schulwesens bisher viel zu wenig gewürdigt worden war, sondern stellt auch einen sehr beachtlichen Beitrag zur Erforschung der deutschen Schulgeschichte des 16. Jahrhunderts dar.

Heinz-Horst Schrey, Heidelberg

PIERRE PIDOUX, *Le Psautier Huguenot du XVII<sup>e</sup> siècle. Mélodies et Documents*. Basel, Bärenreiter-Verlag, 1962. 1. Les Mélodies. XXII und 271 S. 2. Documents et Bibliographie. XIII und 203 S., 8 Kunstdrucktafeln.

Noch hat – wie P. Pidoux betont – die Stunde für eine zusammenfassende Darstellung der Geschichte des Hugenottenpsalters nicht geschlagen, obwohl die hymnologische Forschung in den 80 Jahren seit der ersten grundlegenden Arbeit von O. Douen, «Clément Marot et le Psautier huguenot» (Paris 1878–79), sich immer wieder mit dem Psalter der reformierten Kirche beschäftigt und dabei viele Einzelheiten zutage gefördert hat. Allzu oft wurden aber in diesen Untersuchungen Aussagen Douens von den Nachfolgern als «*verba magistri*» ungeprüft übernommen, und so stellte sich als vordring-

lichste Aufgabe die möglichst vollständige und exakte Sammlung aller noch auffindbaren Dokumente in einem Arbeitsbuch heraus, mit dessen Hilfe dann die Geschichte des Hugenottenpsalters geschrieben werden kann. Diese Sammlung legt nun P. Pidoux als Frucht langjähriger gewissenhaftester und ausgedehntester Forschungsarbeit in den beiden Bänden für die Melodien des Hugenottenpsalters vor; die Behandlung der Texte soll in zwei weiteren Bänden folgen.

Im 1. Band (*Les Mélodies*) sind alle erhaltenen Melodien der 150 Psalmen und einiger weiterer liturgischer Gesänge zusammengestellt, und zwar so wie sie in der Zeit von 1539 (erste Straßburger Psalmenausgabe) bis 1562 (endgültige Genfer Redaktion des ganzen Psalters) entstanden sind. Beigefügt sind – und gerade dadurch wird der Charakter des Buches als Arbeitsbuch unterstrichen – Melodien von bekannten Komponisten der damaligen Zeit, die einen Vergleich der anonym erschienenen Psalmenmelodien und ihre eventuelle Zuweisung an bestimmte Melodienschöpfer ermöglichen (S. 153ff.). Ebenso dient der fruchtbaren Weiterarbeit die Anführung aller Incipit-Formeln (S. 243ff.). Einige Faksimile lassen außerdem die Gesangbücher jener Zeit auch in ihrer äußeren Gestalt greifbar werden.

Im 2. Band (*Documents et Bibliographie*) wird eine chronologisch angeordnete Aufstellung und Beschreibung der wichtigsten erhaltenen Psalmenbücher des 16. Jahrhunderts gegeben. Beigefügt sind Ratsprotokolle, Briefausschnitte und archivalische Notizen, die sich in irgendeiner Weise auf musikalische Fragen (Psalmengesang, Kantoren von Genf usw.) beziehen. Systematisch angelegte Register ermöglichen es, auch den 2. Band als eigentliches Nachschlagewerk zu benützen.

Besondere Aufmerksamkeit schenkt Pidoux außerdem in der Einleitung zum 1. Band der umstrittenen Frage der Herkunft der Hugenottenmelodien. Er kommt dabei zur Ablehnung der These Douens, welcher die Psalmen vor allem aus weltlichen Liedern herleiten wollte. Gerade Calvin hat ja den Unterschied zwischen weltlicher Musik und Kirchengesang besonders stark betont (Bd. II, S. 17), und so scheint sich eine solche Übernahme weltlicher Lieder in den Gottesdienst schon aus theologischen Gründen auszuschließen. Stichhaltiger ist dagegen jene andere These, nach welcher viele Psalmen auf vorreformatorische liturgische Melodien zurückgehen. Pidoux ist überzeugt, daß hier mit Hilfe vortridentinischer katholischer Quellen noch viele Neuentdeckungen gemacht werden könnten. Im übrigen behandelt Pidoux vor allem auch die Frage der eigentlichen Melodienschöpfer – es ist hier in erster Linie an die Genfer Kantoren zu denken – und er kommt dabei zum Schluß, daß entgegen bisheriger Ansichten die Genfer Kantoren nicht nur mittelmäßige, sondern zum Teil hervorragende Musiker waren, obgleich freilich ihr Anteil an der Schaffung der Melodien nur schwer festzustellen ist.

Das Werk von Pidoux, das von nun an die Grundlage für alle weiteren Untersuchungen bilden wird, ist um so bedeutungsvoller, als ja die Hugenottenpsalmen nicht auf die französisch sprechende reformierte Kirche beschränkt blieben, sondern schon im 16. Jahrhundert auch in anderssprachige Kirchen Eingang fanden. Hugenottenmelodien sind daher bis zum heutigen Tag zum Beispiel auch im Kirchengesangbuch der deutschsprachigen Schweiz

enthalten (vor allem unter den Nrn. 2–40), so daß Pidoux' Werk von unmittelbarem Wert auch für die Praxis bei uns sein wird.

Helene Werthemann, Basel

FRITZ LIEB, *Valentin Weigels Kommentar zur Schöpfungsgeschichte und das Schrifttum seines Schülers Benedikt Biedermann. Eine literarkritische Untersuchung zur mystischen Theologie des 16. Jahrhunderts.* Zürich, EVZ-Verlag. 188 S. 10 Figuren.

V. Weigel und vor allem B. Biedermann gehören zu den Gestalten des Reformationsjahrhunderts, die nur von wenigen bisher in ihrer Bedeutung erkannt sind. Sie stehen in der sogenannten 3. Front, die sich zwischen Reformation und Gegenreformation bildete. In dieser kämpften sie im Gefolge Seb. Francks um eine kirchenfreie Frömmigkeit, abhängig von der mittelalterlichen Mystik, vor allem der «Theologia Deutsch», die Bibel nur aus dem Geist und dem inneren Licht interpretierend. Durch die Arbeiten Winfried Zellers ist die Frage der chronologischen Einordnung der echten Schriften Weigels weithin geklärt. Der Basler Ordinarius für systematische Theologie Fritz Lieb hat sich seit Jahrzehnten – mit einer kriegsbedingten längeren Unterbrechung – der schwierigen Aufgabe gewidmet, die Verfasserschaft der Weigel zu Unrecht zugeschriebenen Traktate und deren zeitliche Ordnung zu klären.

Die jetzt vorgelegte Untersuchung zeigt, auf welchen unwahrscheinlichen Wegen die Klärung der Verfasserfrage der «Viererley Auslegung Über Das Erste Capitel Mosis / von der Schöpfung aller Dinge» gelungen ist. Verzeichnisse westeuropäischer, vor allem deutscher Literatur, die durch die russischen Freimaurer und Rosenkreuzer ins Russische übersetzt wurden, führten auf eine Spur, die bis zum Ende des 18. Jahrhunderts bekannt, dann jedoch verloren war, Weigel aber eindeutig als Verfasser der «Viererley Auslegung», d. h. eines Kommentars zur Schöpfungsgeschichte nachweist. Ihre Kosmologie und Anthropologie entspricht ganz der alchemistischen Naturauffassung des Paracelsus, der auch mehrmals angeführt wird. Die Klärung der Verfasserfrage war dadurch sehr erschwert, daß die drei ersten Auslegungen in einem anonymen Sammelband 1701 unter dem Titel «Das Geheimnüss der Schöpfung» vermutlich von Franciscus Mercurian van Helmont herausgegeben worden sind. Dabei wurde eine Paracelsus zugeschriebene Schrift von 1575 an die Stelle einer im Manuskript (noch) fehlenden «vierten Auslegung» Weigels offenbar mit Hinzufügungen Biedermanns gedruckt, die selber noch vor der Entstehung der in der SUB Hamburg als Handschrift erhaltenen, wohl 1577–1578 geschriebenen echten 4. Weigelschen Auslegung entstanden sein dürfte.

Die «dornenvolle Kreuzfahrt» auf den Spuren pseudoweigelianischer Schriften führte weiter zur Klärung, daß eine «5. Auslegung über das erste Capitel Geneseos» schon 1580 bekannt war. Sorgfältige Untersuchungen Liebs weisen als deren Verfasser Biedermann nach.

Biedermann war seit 1571 zweiter Geistlicher in Zschopau, wo Weigel von 1567 bis 1588 als Hauptpastor wirkte. Beide kannten sich wohl seit ihrer Studienzeit. Nach dem Tode des älteren Weigel rückte Biedermann in dessen

Amt auf, wurde aber 1599 – auf Grund bei ihm gefundener inkriminierter Niederschriften Weigels kusanischer Geistesart – strafweise nach Neckanitz bei Meißen versetzt. Dort starb er hochbetagt wohl 1621. Lieb weist ihn als Verfasser der meisten, fälschlich Weigel zugeschriebenen Traktate nach. Wie völlig neue Wege der Verfasser geht, wird sichtbar, wenn man bedenkt, daß selbst Zeller in seinem Aufsatz «Meister Eckhart bei Valentin Weigel» (Ztsch. f. KG 1938, S. 334) sagen kann: «Der anonyme Verfasser» der in der Sammlung «Facilis Methodus» enthaltenen elf Schriften «erstrebe... eine Verbindung Weigels mit der Theosophie des beginnenden siebzehnten Jahrhunderts» (von mir gesperrt), während Lieb auf Grund der in den Schriften selbst angegebenen Datierungen aus den Jahren 1582/83 für diese Zeit Biedermann als Verfasser nachweist.

Weiterhin zeigt Lieb, daß Biedermann sich weiter und weiter von den Weigelschen Ansätzen entfernt und sich einer ausgesprochen trinitarischen, an Nikolaus Kusanus orientierten Spekulation zugewendet hat. Er geht vom Neuplatonismus aus, baut ein diesen zu überwinden suchendes, eigenes System auf, das eine im Kreuze Christi zentrierte «coincidentia contrariorum» darstellt. Alles geschah noch zu Lebzeiten Weigels, der in seinen späteren Jahren ganz andere Wege einschlug. Nach dessen Tod erlahmte dann offensichtlich Biedermanns Freudigkeit zu schreiben.

In der Frage nach der von Biedermann oft gebrauchten Wendung «unser Informatorium» bzw. «mein Informatorium» sieht Lieb den «Knoten der gesamten, hier vorgelegten literarkritischen und zugleich chronologischen Untersuchungen». Unter Verwertung Breslauer, Hallenser, Hamburger und vor allem Münchener und Wolfenbütteler Handschriften und ihrer sorgfältigen Vergleiche kommt Lieb zu dem Ergebnis: Das «Informatorium» Weigels aus dem Jahre 1576 wurde von Biedermann durch einen eigenen Traktat «Informatorium Theologicum tribus partibus comprehensum» 1578–1580 weithin kommentiert, ist aber im Unterschied zu Weigels Buch in einer stark mystischen Terminologie abgefaßt.

Biedermann trennte sich mehr und mehr von seinem Lehrer. Während jener in den Gedankengängen einer Paracelsischen Naturphilosophie blieb, in seinen Abhandlungen klar durchschaubar, machen Biedermanns Werke den Eindruck eines wilden Durcheinander oft tagebuchartig datierter, von plötzlichen Einfällen diktierter Ausführungen. «Seine Schriften hinterlassen so den Eindruck eines im Grunde zusammenhanglosen, an ein futuristisches Gemälde mahnenden, phantastischen Mosaiks, das oft aus lose aufeinander bezogenen, isolierten Partikeln besteht. Darunter findet man dann aber auch ganz bemerkenswerte Lichtblicke.» Unter dem Einfluß des Nürnbergers Paul Lautensack geriet Biedermann durch dessen Spielereien mit Zahlen und Buchstaben über Soteriologie, Christologie und Trinitätslehre – in dessen Auslegung der Apokalypse – auf Abwege wilder Fantastik. Biedermanns Schriftstellerei wird schließlich zusehends konfuser und zugleich ungenießbarer.

Es ist dem Verfasser zu danken, daß er sich der mühseligen Arbeit unterzog und wie ein Wüschelrutengänger in dem Dunkel der oft verwirrenden Gedankengänge dem inneren Zusammenhang und der zeitlichen Folge der

rund 30 Traktate Biedermanns nachspürte. Eine ausführliche Analyse aller Schriften, die in vier zeitlich verschiedene Gruppen aufgeteilt werden können, soll später erfolgen. So geht es in dieser Untersuchung zunächst mehr um die literarkritischen Fragen und die Klärung der Verfasser. Zehn Figuren, d. h. Wiedergaben von Titeln und erläuternden Zeichnungen aus den Schriften Weigels, Biedermanns und Lautensacks ergänzen den Text. Die 395 ausführlichen, 33 Seiten in Kleindruck umfassenden wissenschaftlichen Quellen-Anmerkungen geben einen tiefen Eindruck von der Fülle des aus vielen Fundorten zusammengetragenen und ordnend bearbeiteten Materials. In einer Neuauflage wäre der Hinweis, wo sich die seltenen Drucke in Bibliotheken finden, sehr willkommen, ein Druckfehler zu verbessern: S. 170, Anm. 177, statt 1858/59 muß es 1558/59 heißen. Auf die interessante Frage, wieweit Weigel und Biedermann auf der «Theologia Deutsch» fußen und eventuelle Zusammenhänge mit Karlstadt und Münster in der radikalen Ablehnung alles Wissenschaftswesens kann leider nicht weiter eingegangen werden. Das hier vorgelegte Material wartet der Auswertung in vieler Beziehung und läßt nur hoffen, daß es dem Verfasser möglich ist, verschiedene angekündigte Spezialuntersuchungen, wie die über das Verhältnis Weigels zu Boethius, zu vollenden.

Georg Baring, Osnabrück

MATTHÄUS GABATHULER und ERNST STÄHELIN, *Die Korrespondenz Franz Overbecks. Verzeichnisse, Regesten und Texte.* = Studien zur Geschichte der Wissenschaften in Basel, 12. Overbeckiana. Übersicht über den Franz Overbeck-Nachlaß der Universitätsbibliothek Basel, 1. Basel, Helbing & Lichtenhahn, 1962. 233 S. Fr. 18.—.

MARTIN TETZ, *Der wissenschaftliche Nachlaß Franz Overbecks.* = Studien..., 13. Overbeckiana, 2. Basel, Helbing & Lichtenhahn, 1962. 192 S. Fr. 18.—.

Angesichts seiner nicht sehr zahlreichen Veröffentlichungen ist es zu begrüßen, daß mit den noch zur Verfügung stehenden Mitteln der «Franz-Overbeck-Stiftung» dieser zweibändige Versuch unternommen wurde, den im Besitz der Universitätsbibliothek Basel befindlichen Nachlaß Franz Overbecks so zu ordnen, daß er sowohl weiterer Auswertung zugänglicher gemacht, als auch durch charakteristische Auszüge das Profil dieses Mannes verdeutlicht wird, dem sich seit Karl Barths «Unerledigten Anfragen...» von 1920 immer wieder das theologische Interesse zuwendet. M. Tetz, der Bearbeiter des II. Teils, stellt in seinem Vorwort fest, daß der wissenschaftliche Nachlaß «dieses publikationsscheuen Gelehrten» fast das «Lebenswerk selbst» ist. Diese Ansicht belegen sowohl der in der Einleitung zum II. Teil veröffentlichte Briefwechsel mit C. A. Bernoulli betreffend den diesem von Overbeck schon zu seinen Lebzeiten übergebenen Nachlaß, wie vor allem der Nachlaß selber. Dadurch, daß sich die Publikation im wesentlichen auf sein Verzeichnis beschränken muß und nur in Auszügen Texte bieten kann, unterliegt der Eindruck allerdings sehr bestimmten Einschränkungen. Doch bestätigen beide Teile nicht nur ein reiches wissenschaftliches Lebenswerk, sie machen auch aufs neue das erregend Aktuelle der Fragen, die Overbeck gestellt hat, bewußt. Darüber hinaus bieten die Briefauszüge zum Teil reiz-



volle Einblicke in die geistige Welt des 19. Jahrhunderts, in die Weite seiner Bildung, die Enge seines (deutschen) Nationalismus, sein liberales Christentum.

Die angesprochenen Themenkreise sind im wesentlichen die gleichen, die aus den schon veröffentlichten Arbeiten Overbecks bekannt wurden. Das «moderne» Christentum und seine theologische Ausprägung, das Christentum also der Anpassung des Glaubens an Kultur oder Fortschritt, die, wie Overbeck in seiner für ihn typischen Ironie sie nennt, «moderne – oder modernde – Theologie» (II, 14), greift er mit einer Schärfe an, die damit Ernst macht, daß das ursprüngliche Christentum eschatologisch und d. h. für ihn weltverneinend orientiert war. Gestalt gewinnt sie für ihn vor allen anderen in A. v. Harnack, gegen den er eine wachsende «Animosität» entwickelt (so treffend J. Kaftan I, 192). Mag sein Urteil belastet sein von persönlichen Gefühlen angesichts des Erfolges des berühmten Fachkollegen, so rückt es Harnack doch in eine sehr aufschlußreiche Beleuchtung (II, 20ff.; 98ff.). In Verbindung mit einer wahrscheinlichen psychischen Anlage (vgl. die Urteile Biedermanns I, 116, Jülichers I, 207, seiner Frau II, 103) ist es dieser grundsätzliche sachliche Gegensatz, der Overbeck, und dafür bietet der Nachlaß aufschlußreiche Belege, in eine selbstgewählte Isolierung und in eine schon skrupulöse Publikationsscheu hineintreibt. Es ist dieses eschatologische Verständnis zusammen mit seiner Entdeckung der Bedeutung der «Formen» für das Verstehen frühchristlicher Literatur (II, 93ff.), mit seinen Erkenntnissen über die Lebendigkeit der Evangelien «in prähistorischer Zeit» (II, 90), die vortasteten in Richtung ihres Verstehens als Predigten ihrer Zeit, mit seinem unbedingten Anschluß an die Ansicht, daß sich in der Bibel mythische und sagenhafte Elemente und zwar an den entscheidenden Stellen finden, das die Problemlage der Theologie der kommenden Zeit vorwegnehmend umschreibt. Overbeck ist, das unterstreicht der Nachlaß ebenfalls, als Christ an diesen Problemen gescheitert – auch er bleibt l. E. im Historismus s. Z. stecken –, aber sein Scheitern hebt die Probleme nicht auf, sondern bestätigt sie gerade als eine ernsthaftem theologischem Denken unausweichlich vorgelegte Aufgabe. Darum ist auch sein Scheitern zukunftssträchtiger geworden als die von ihm bekämpfte, auf ihre Weise ja kirchliche, neuprotestantische Theologie, die er einmal in einem Porträt ihres «Kirchenvaters» (Barth) Schleiermacher geradezu klassisch definiert (II, 132).

Daß Nietzsche nicht zu kurz kommt, ergibt sich notwendig aus der Freundschaft, die Overbeck mit ihm verband. In den Briefauszügen findet sich der Brief Nietzsches an Overbeck direkt nach Ausbruch des Wahnsinns (I, 152). Auch auf die bekanntlich sehr folgenreiche, verfälschende Art, in der die Schwester, Frau Förster-Nietzsche, ihren Bruder der Nachwelt zu repräsentieren versuchte, läßt der Nachlaß klärendes Licht fallen. So ist die Publikation recht vielseitig und interessant.

Zum Schluß möchte ich noch auf eine technische Kleinigkeit aufmerksam machen: im I. Teil wird auf S. 50 zwar angekündigt, daß Heinrich Köselitz auch nach der Übernahme seines Künstlernamens Peter Gast unter einem bürgerlichen Namen registriert bleibt, aber das ist nicht der Fall (ab S. 198: Peter Gast).

Eberhard Hübner, Dortmund-Aplerbeck